

Das Orchester

Schon in aller Herrgottsfrühe spielte das Blasorchester an diesem Maitag eine Jubelmelodie. Die Trudarmisten wachten auf und kletterten verdrossen von den Liegepritschen. Die Neugierde gewann dann aber doch die Oberhand. Draußen vor der Kantine stand das Blasorchester und machte musikalische Luftsprünge. Iwan Schmidt dirigierte begeistert das Trudarmee-Blasorchester und sah sich schon an der Wolga, im Heimatdorf. Den versammelten Trudarmisten wurde erklärt, dass Deutschland besiegt und der Krieg zu Ende sei. Aus diesem Anlass bekämen sie heute eine doppelte Brotration und müssten nicht zur Arbeit. SIEG! Viele konnten die Tränen nicht zurückhalten. Und schnell kam auch der Gedanke auf, nun müsse es doch bald nach Hause, zurück an die Wolga gehen. Aber die Älteren, vom Leben nicht nur einmal eines Besseren belehrt, bremsten die Erwartungen der Jüngeren. „Wartet erst mal ab. Für uns Deutsche ist der Krieg noch nicht abgeschlossen, das dicke Ende kommt noch nach.“

Und so kam es auch. Die meisten Deutschen mussten auch nach Kriegsende noch zwei Fünfjahrespläne unter Aufsicht erfüllen.

„SIEG!“ Auch Iwan Schmidt hatte Tränen in den Augen. Er erinnerte sich, wie es angefangen hatte – Kriegsausbruch und der heimtückische Erlass. Wie über Nacht alle Wolgadeutschen heimatlos und schuldlos schuldig geworden waren, enteignet und verbannt, fremd im eigenen Lande, den guten Namen, Hab und Gut verloren, die Gräber der Toten zurückgelassen, ohne Hoffnung, das alles irgendwann wieder zu haben.

Am Wolgaufer, in der Nähe der Anlegestelle, verharrten Hunderte deutsche Familien tagelang in Erwartung eines Schleppers. Unter freiem Himmel, die kargen Habseligkeiten in Kisten und Bündeln. Kinder liefen unbekümmert herum, auf offenem Feuer wurde gekocht. Die Erwachsenen fanden keine Ruhe, wussten nicht, für wie lange und wohin – vielleicht für immer? Auf dem Schlepper, zusammengepfercht, wurden sie wie Rinder nachgezählt, als ob es einem noch in den Sinn kommen würde zu fliehen – wohin auch? Nach einigen Tagen war die Hälfte der Passagiere krank, und es gab die ersten Toten, die ihre Wolgaheimat nicht verlassen wollten – verscharrt am Ufer.



Blasorchester, das im Dorf Sheschart von Iwan Schmidt (rechts) gegründet wurde.

Dann wurden die Aussiedler in den Zug verladen, und in Viehwaggons ging es weiter – der Zug rollte wochenlang Richtung Osten. An jeder Haltestelle wurden verstorbene Dorfnachbarn oder Verwandte hinausgetragen und eiligst begraben. Iwan Schmidt erinnerte sich, wie an einer Haltestelle ein Kind verloren ging. Der Vater suchte verzweifelt nach seinem Sohn und konnte ihn nicht finden; er verpasste den Zug und schaffte es noch mit letzter Kraft, die Griffstange zu packen, aber nicht mehr, sich hochzuziehen. Vor aller Augen stürzte er ab und geriet unter die Räder – der Zug rollte weiter. Und dennoch, erlebte Iwan Schmidt unterwegs auch immer wieder Barmherzigkeit und Menschlichkeit. Russische Frauen kamen an den Haltestellen zum Zug und steckten den deutschen Kindern heimlich Essen zu.

Nach einem Monat erreichte der Zug die Altairegion in Westsibirien. Kaum war man so weit, sich an die missliche Lage zu gewöhnen, musste man auch schon eine weitere Reise antreten – in die entgegengesetzte Richtung. Endstation Sewlag des NKWD – im Norden.

Die mobilisierten Deutschen sahen bereits wie Todeskandidaten aus, bevor es richtig losging. Unterwegs wurden ihnen die Schüssel und Näpfe weggenommen, die „Kascha“ (Grütze) kam dann einfach in die Wintermützen – der Hunger war irgendwann stärker als Stolz und Würde. Letztendlich erhielten die Trudarmisten – wie Schweine – hölzerne Kübel, für je zehn Personen einen. Aber es gab so und so kaum etwas zu essen – ein bisschen

Brot und die übel riechende „Balanda“, eine Art Suppe. Die Lebensmittel setzte die Obrigkeit auf dem Schwarzmarkt ab. Iwan Schmidt hatte beobachtet, wie man aus dem Proviantwaggon Mehl- und Zuckersäcke, Butter und Brot ver lud. Beschweren durften sich die Deutschen, die "Stummen", nicht. Und bei wem auch? Auch im neuen Lager im Dorf Sheschart in der Komi ASSR spürte man den Gewehrlauf immer im Rücken. Wieder Stacheldraht, bewaffnete Wächter, Waldarbeit bis zur Erschöpfung, Hungerrationen und Baracken mit Heeren von Läusen, Wanzen, Stechmücken und Ratten. Und jeden Tag Tote – gestorben vor Hunger, Kälte und Schwerstarbeit.

Von Arbeitskleidung auch hier keine Rede, viele wateten schon fast barfuß im knietiefen Schnee zur Arbeit. Irgendjemand kam auf die Idee, „Tschuni“ (Schuhwerk) aus unbearbeiteten Pferdehäuten anzufertigen. Diese wurden den wegen der Schwerstarbeit verendeten Tieren abgezogen. Wer allerdings nicht aufpasste, dem konnten die „Tschuni“ über Nacht abhanden kommen – restlos aufgefressen von den Ratten, die auf der Suche nach Essbarem in Scharen umherhuschten.

Auch Iwan Schmidt war bereits einer der Todeskandidaten – „Dochodjagi“ hießen sie im Lagerjargon. Zeitweilig von der Arbeit befreit, saß er und spielte leise Weihnachtsmelodien auf der Mundharmonika, dem einzigen Musikinstrument in der ganzen Umgebung. Der Leiter des Holzumschlaglagers in Sheschart, Iwan Wassiljewitsch Merjoschin, galt als an-

ständiger, gerechter Mann. Im Vorbeigehen hörte er die Musik und staunte, wie schön sie klang. Fröhlig besuchte er den Musikanten.

„Hast Musik wohl gern?“, fragte er.

„Schon“, antwortete Iwan Schmidt vorichtig. Man kann ja nie wissen...

„Ich auch. Musik ist etwas Besonderes, ich kann aber leider kein Instrument spielen. Wo hast du das denn gelernt?“

„Zu Hause. In unserer Wolgarepublik war Musik sehr beliebt. In jeder Kirche, später dann auch in jeder Schule gab es ein Orchester. Fast in jeder Familie spielte man irgendein Instrument oder auch zwei, drei, auch die Frauen und Kinder. Es gab viele Familienensembles, zum Erntedankfest oder zu Weihnachten Konzerte. Und jetzt...“, er schaute auf seine schwieligen, rissigen Hände, „und jetzt müssen diese Hände mit Beil, Säge oder Spaten hantieren.“

„Gibt es noch Musikanten unter euch? Kannst du ein Blasorchester gründen?“, fragte der Vorgesetzte.

„Nichts leichter als das, auch einige. Aber woher die Instrumente nehmen?“ Iwan war auf Anhieb begeistert.

„Dazu habe ich eine Idee. Leningrad wurde eben befreit. Da habe ich einen Freund, von dem ist kürzlich ein Brief gekommen. Der möchte mich treffen. Da fahren wir beide hin und bringen Instrumente mit“, sagte Merjoschin.

„Ich darf nicht ohne Genehmigung“, entgegnete Schmidt.

„Mit mir schon, mit dem Kommandanten habe ich das bereits geregelt.“

In Begleitung des Leningrader Freundes klapperten die beiden alle Kommissionsläden ab; überall gab der deutsche Virtuose Solokonzerte, während er ein Instrument auf Klang und Haltbarkeit überprüfte. Schon bald wurden Klarinetten, Posaunen, Trompeten, Schlagzeug und Trommeln in Kisten verpackt, und es ging mit der Bahn zurück in den Norden. Zu der Zeit führten Musikbegeisterte bereits Proben mit allen möglichen Hilfsmitteln durch. Allerhand Melodien wurden aufgezeichnet; in Ermangelung von Papier verwendeten die Musikanten Birkenrinde und legten so eine einzigartige „Birkenpartitur“ an. Walzer, Polonaisen, Märsche, Volks- und revolutionäre Lieder – jeder trug zur Sammlung bei.

Die Proben begannen gleich am Tag des Eintreffens der Musikinstrumente. Alle wollten Musiker werden. In der örtlichen Schule suchte man nach Freiwilligen für ein Kinder- und Jugendorchester. Der Vorgesetzte verordnete, Stoff für die bühengerechte Bekleidung der Orchestermitglieder und roten Stoff für die Spruchbänder bereit zu stellen. Es fanden sich auch Schneiderinnen, die für die Musikanten modische Hosen und rote Hemden anfertigten.

Zur gleichen Zeit wurde an die Trudarmisten zum ersten Mal seit der Mobilisierung Kleidung verteilt: gebrauchte Militäruniformen, die aus dem Armeebestand

aussortiert worden waren – Jacken und Winterstiefel (Walenki). Auch kam der Befehl, die bewaffnete Bewachung der Arbeitskolonnen aufzuheben. Die freigewordene Baracke des Bewachungspersonals wurde in Eigenregie schnell in einen Klub umfunktioniert. Die Trennwände und die Hauptwacht wurden abmontiert und eine Bühne gebaut. Entlang der Wände stellte man Bänke auf. Langsam und unsicher trat im Leben der Trudarmisten ein bisschen Normalität ein.

Musik ist etwas für die Seele. Und so lebten die Seelen der Trudarmisten wieder auf. An einem Samstag wurde zum ersten Mal ein Tanzabend veranstaltet. Den deportierten Deutschen kam es wie ein Wunder vor. Zu der Tanzveranstaltung mit Blasorchester kamen nicht nur Mobilisierte, sondern auch Einheimische aus der ganzen Umgebung. Das Orchester spielte pausenlos bekannte und vielen unbekannt Melodien aus der Wolgaheimat. Vom fröhlichen Trubel, der Musik und dem schwungvollem Tanz vibrierten die Fenstergläser in den Baracken.

Das Blasorchester hatte schon bald einen guten Ruf in der ganzen Umgebung. Dadurch war das Leben in der Verbannung und der Unfreiheit auch für viele deportierte Deutsche ein Stück wertvoller und fröhlicher geworden. Und – so manchem hat das Orchester vielleicht auch das Leben gerettet. Vor allem deswegen hatte es sich gelohnt.

„Erinnerung bedeutet Zukunft“ – Zeitzeugenprojekt der Landsmannschaft in Gießen

Im September 2009 startete die Ortsgruppe Gießen der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland (Vorsitzende Rosa Tugova) ein Zeitzeugenprojekt unter dem Motto „Erinnerung bedeutet Zukunft“.

Im Rahmen des Projektes werden Schicksale und Geschichten von Zeitzeugen aufgezeichnet. Eine dieser Geschichten - über Johann Schmidt und sein Blasorchester in der Trudarmee - liegt dem Leser hier in einer gekürzten Fassung vor.

Als Endergebnis soll eine Buchdokumentation oder eine Hör-CD entstehen. Die Ortsgruppe Gießen ist sowohl auf der Suche nach Zeitzeugen, die ihre Lebensgeschichte erzählen können, als auch nach Sponsoren, die das Projekt finanziell unterstützen.

Denn: „Erinnerung bedeutet Zukunft.“ Die Schicksale der Eltern und Großeltern sollen nicht in Vergessenheit geraten, sondern aufgezeichnet auch den jüngeren Generationen weitervermittelt werden. In wenigen Jahren kann es bereits zu spät sein.

Kontakt:

Reinhold Schulz (0641-5817226; papa-schulz@gmx.de) oder Rosa Tugova (0162-8799794; r.tugova@web.de)



Reinhold Schulz

Der Wolgadeutsche Johann Schmidt (geb. 1918) konnte auf ein langes und strapazenreiches, aber auch glückliches Leben zurückschauen. In seine Wolgaheimat konnte er weder nach Kriegsende noch viele Jahre später zurück. 1997 wanderte er aus Uralsk nach Deutschland aus.

Johann Schmidt starb 2007, genau an seinem Geburtstag (9. Dezember), im Alter von 89 Jahren. Er liegt in Großenhain bei Dresden begraben. Das Leben des talentierten Musikanten lebt weiter in seinen sieben Kindern, 14 Enkeln und 14 Urenkeln, die allesamt in Deutschland zu Hause sind.

Nach einer Erzählung von Reinhold Schulz, Gießen (Deutsche Bearbeitung Nina Paulsen)

In den Heimatbüchern der Landsmannschaft spiegelt sich das Schicksal einer verfolgten Volksgruppe.